

ETTMÜLLER

BESCHREIBUNG EINES AUS DEM 14. JAHRHUNDERT STAMMENDEN BRAUTSCHMUCKKÄSTCHENS...


LIBRARY
OF
PRINCETON UNIVERSITY

Mittheilungen

der

Zürcherischen Gesellschaft

für

vaterländische

ALTERTHÜMER.

XIV.

1850.

Druck von Zürcher und Furrer.

Beschreibung

eines aus dem 14. Jahrhundert stammenden

Brautschmuckkästchens

nach

den Zeichnungen und Angaben

des

Herrn Dr. Stantz

von

Ludwig Ettmüller.

Brautschmuckkästchen.

Wie bei weitem die meisten kirchlichen Bauwerke des 14ten Jahrhunderts auf den Beschauer den reinen Eindruck des Erhabenen machen, so rufen nicht selten die bürgerlichen Gebäude derselben Zeit Bewunderung hervor. Aber nicht alle Mal ist es die Grösse oder die Schönheit des Gegenstandes, der dieses Gefühl in uns erregt; zuweilen ist es nur seine Seltsamkeit oder richtiger sein Humor. Wer die Gassen der alten deutschen Reichsstädte aufmerksam durchwanderte, wozu jedoch einige wenige Stunden allerdings nicht genügen, der wird diese Erfahrung zu machen oft genug Gelegenheit gehabt haben. Doch tragen nicht einzig die Aussenseiten mancher Gebäude des Mittelalters diesen humoristischen Charakter; er erstreckt sich auch auf das Innere der Häuser, ja selbst das Hausgeräthe konnte sich seinem Einflusse nicht immer gänzlich entziehen. Belege dazu können so manche alte Geschlechter liefern, die meist irgend einen Winkel ihrer, wenn jetzt auch modernisirten, Wohnungen mit solchem »Urväter Hausrathe vollgestopft« haben.

Aber wie viele Gegenstände dieser Art man auch noch hie und da aufbewahrt finden mag — (meist bleiben sie leider in Verborgenheit, ja nicht selten in Staub und Moder unbeachtet liegen) —; noch bei weitem mehr sind bereits untergegangen, woran jedoch nicht immer die Missachtung schuld ist, sondern eben so oft auch wohl die Vergänglichkeit des Stoffes selbst. Sehr ist es daher zu loben, wenn Freunde des Alterthums immer mehr darauf Bedacht nehmen, solche Gegenstände wenigstens durch genaue Zeichnung der Nachwelt zu erhalten, denen wir vor blossen Beschreibungen, seien sie auch noch so umständlich und gründlich, bei weitem den Vorzug einzuräumen uns gedrungen fühlen.

Wie richtig und wahr diess ist, werden die vorliegenden neun Blätter darthun, welche die Verzierungen einer mittelalterlichen Brautkranztruhe uns zur Anschauung bringen, die unser geschätztes Ehrenmitglied Hr. Dr. Stantz von Bern in Constanz zu sehen und abzuzeichnen Gelegenheit hatte; wir aber sind ihm ganz besonders dafür noch zum Dank verpflichtet, dass er seine genauen, trefflichen Zeichnungen nicht nur an unsere Gesellschaft übersandte, und die Erlaubniss uns gab, sie durch den Druck zu veröffentlichen, sondern auch eine Erklärung der einzelnen Gebilde einlieferte, die eben so geistreich wie richtig ist, so dass wir kein Bedenken nehmen können, sie diesem unserm Aufsatze zu Grunde zu legen.

Ueber die Geschichte der Truhe, die allerdings in mehr als einer Hinsicht unsere aufmerksame Theilnahme für sich erwecken dürfte, ist nicht viel beizubringen, wenigstens nicht viel Sicheres.

Hr. Dr. Stantz brachte nichts weiter in Erfahrung, als dass die Truhe durch einen Juden, der längere Zeit in Zürich ansässig war, in die Hände des Hrn. Karl von Meyenfisch in Constanz kam. Sie selbst zeigt sowohl durch ihre Gestalt und Grösse, als auch durch die Darstellungen, die sie zur Schau trägt, dass sie möglicher Weise einst eine Brautkrone [1]) barg; nur Vermuthung jedoch, aber eine sehr wahrscheinliche ist es, dass sie von einem schweizerischen Edelmanne seiner Braut einst geschenkt ward. »Die Blätter 1 bis 8«, so beginnt Hr. Dr. Stantz die Beschreibung der Truhe, die wir wörtlich aufnehmen, »zeigen genau in dem wirklichen Maasse die acht Seitenwände der Schachtel sammt denen des Deckels, und Blatt 9 die achteckige Form der Deckelfläche, der auch der Boden der Schachtel entspricht. Der Schnitt, der die Wände des Deckels von den Schachtelwänden trennt, geht quer durch alle Zeichnungen unter den Köpfen der obern Rosetten hindurch, was auf Blatt 1 durch zwei kleine Seitenlinien angedeutet ist, da die wirkliche Trennung das Ganze unnöthiger Weise verunstaltet hätte. Das Schloss und Beschläge der Schachtel stammte aus neuerer Zeit, denn es gieng achtlos über alle Zierath hinweg, die nach dessen Abnahme grösstentheils unversehrt darunter gefunden ward. Uebrigens hatte es noch modernen Schnitt. Die Schachtel ist aus dünnem Holze und Pappendeckelschichten verfertigt, und mit gewöhnlichem dickem Sohlleder überzogen, auf welchem die Darstellungen in schwach erhabener Arbeit deutlich, und bis auf die einzige Schlossstelle ganz unversehrt zu sehen sind. Die Arbeit scheint theils durch Pressung des feuchtgemachten Leders theils durch Ausschnitzen nach der Austrocknung gefertigt zu sein; denn mehrere Stellen sind ganz frei hervorstehend und sichtbar unterschnitten. Der Damastgrund ist ganz rauh und unverkennbar eingepresst worden; die Figuren hingegen, namentlich die erhabenern Stellen derselben, sind glatt, als ob die Epidermis (obere Schichte) des Leders noch unverletzt wäre; auch sind sogar noch Spuren von Poren daran sichtbar, was ebenfalls sehr für die stattgehabte Pressung spricht.«

Hierauf kommt Hr. Dr. Stantz auf die Bestimmung des Alters der Truhe und findet, dass sie um die Mitte des 14. Jahrhunderts gefertigt sein dürfte. »Die ganze Haltung des Kunstwerkes, sagt er, trägt das Gepräge jener Zeit auf eine so bezeichnende Weise, dass dasselbe sowohl in Hinsicht der Tracht als auch der Ornamentik ein wahrer Typus des Geschmakes jener Zeit genannt werden kann. Beinahe kein Stückchen kommt hier vor, das nicht genau in derselben Form auch auf andern Kunstwerken, auf Siegeln und Miniaturen u. s. w. des 14. Jahrhunderts nachzuweisen wäre; ja selbst die originellen Fehler in der Zeichnung weisen auf jene Zeit hin.« In der That, wer mit Gemälden geschmückte Handschriften aus verschiedenen Jahrhunderten zu sehen Gelegenheit hatte, wird die Richtigkeit dieser Behauptung gern einräumen; dennoch wird es wohlgethan sein, die Beweisgründe des Hrn. Dr. Stantz im Einzelnen anzugeben, damit Jedermann selbst entscheiden könne. Aus seinen oben angeführten Aeusserungen haben wir bereits vernommen, dass er Vergleichungen unserer Truhe mit mittelalterlichen Miniaturen u. s. w. anstellte; diese sind demnach jetzt namhaft zu machen. Es sind:

1) Das Statutenbuch des Ordens vom Heiligen Geiste in Frankreich, eine Handschrift vom Jahr

[1]) *Schapel* noch heut in der Schweiz und auf dem Schwarzwalde genannt.

1352. Hier finden wir, sagt er, ganz dieselbe Männertracht: lange, wellenförmige Haare, kurzes Oberkleid mit offenen Schlitzärmeln, deren Zipfel weit herabhängt, und, wie die untern Rocksäume, mit ausgezackten Borden geziert ist. Alles diess wird man auch auf Blatt 1, 5, 7, 9 leicht bemerken können. Nicht mangeln hier eine Kaputze, wie auf Blatt 9, ein kurzer Dolch mit zwei Ausladungen am Griffknopfe, wie auf Blatt 1, 3, 5, 9, anliegende Unterärmel und Beinkleider, wie auf Blatt 1, 5, 7, 9, einfache Schuhe, wie auf Blatt 1, 3, 5, 7.

2) Der Codex latinus membran. Nro. 84 der Münchner Bibliothek, ein Psalter aus dem 14. Jahrh. zeigt einen Hüter des heiligen Grabes in demselben halb der Länge nach aus zwei verschiedenen Stoffen bestehenden Rocke, wie Blatt 1. Dort dient er als Waffenrock.

3) Der Codex latinus membran. Nro. 46 derselben Bibliothek, eine biblia pauperum aus demselben Jahrhunderte enthaltend, zeigt einen Aufführer der Schaarwächter, die Christus gefangen nehmen sollten, der dasselbe Oberkleid mit Caputze trägt, wie auf Blatt 9 der Kniende; nur dass der Schaarwächter sie über den Kopf gezogen hat, während sie dem Knienden vorn über die Brust herabhängt.

4) »Le veu du Paon«, ein Rittergedicht aus dem Anfang des 14. Jahrh. in der Bibliothek des Freiherrn von Lassberg, zeigt in seinen zierlichen Pergamentminiaturen dieselben Männertrachten mit denselben Taschen, so auch dieselben anliegenden Unterkleider der Frauen, wie auf allen diesen Blättern; nur fehlen bei den Frauen die eleganten Ueberwürfe.

5) Das Grabmal der Beatrix von Bourbon, Gemahlin Johanns von Luxemburg, Königs von Böhmen († 1346 in der Schlacht bei Crecy), das aus der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts stammt, und das Grabmal der Königin Johanna von Bourbon, Gemahlin Karls V. von Frankreich, vom Jahr 1380, nebst vielen andern aus dieser Zeit, zeigen dasselbe zur Seite aufgeschlitzte Oberkleid der Frauen mit garnirten Borden, nebst dem eng anliegenden Unterkleide von anderem Stoffe, wie es bei uns auf allen 9 Blättern zu sehen ist.

6) In der zierlich mit Miniaturen geschmückten französischen Handschrift der Münchner Bibliothek vom Jahr 1320 »Le Pélérinage de la vie humaine« enthaltend, tragen die Frauen dieselben offenen Haare, wie auf allen 9 Blättern.

7) In dem Codex gallicus primus der Münchner Bibliothek, aus eben derselben Zeit, trägt die Königin Esther auf einem schönen Miniaturgemälde die selbe Krone, wie die Mittelfigur auf Blatt 9; ihre Haare jedoch sind in Flechten gebunden.

Manches hievon wird auch noch durch die bekannten Gemälde der Weingartner Liederhandschrift, jetzt in Stuttgart, der sogenannten Manessischen Liederhandschrift in Paris und der Handschrift des Strickerischen Karls auf der Vaticana bestätigt.

Auch durch Vergleichung alter Siegelabdrücke hat Hr. Dr. Stantz das Alter dieser Darstellungen zu entscheiden gesucht. So erwähnt er z. B., dass auf einem Siegel des Herzogs Johann von Berry und Grafen von Boitou vom Jahr 1360, nebst derselben Art gothischer Ornamentik auch ganz dieselbe Schildform und Schildkoppel sich zeige, und dass auf einem Siegel Kaiser Karls IV. vom Jahr 1356 derselbe breite Sitz mit dem Kissen zu vier Zipfeln vorkomme, wie hier auf den acht ersten Blättern. Ein Siegel ferner der Pfalzgräfin Margaretha am Rhein und Herzogin von Baiern vom

Jahr 1340 bietet denselben rantenbildenden Grund von zwei Streifen mit Mittelpunkten, wie auf Blatt 9, und die zur Zierde dienenden Rosen mit umgebogenen Blättern, die unter den Knienden auf Blatt 9 zu sehen sind, finden sich genau so wieder auf Siegeln Kaiser Wenzels von 1378 bis 1400.

Einen letzten Beweis von der Gültigkeit unserer Zeitbestimmung, wenn es dessen noch bedürfte, können wir aus der Art und Weise der herumgewundenen Schriftbänder, der Gestalt der Buchstaben und der Sprache selbst hernehmen. Was die ersten betrifft, so finden sie sich genau ebenso auf mehreren Glasgemälden zu St. Denis und Bourges vom Jahr 1330; die Schriftzüge wird gleichfalls, wer sich auf Handschriften versteht, dem 14. Jahrhundert zusprechen; die Sprache endlich kann ihren Formen nach ebenfalls weder älter noch jünger sein. Diesem allem nach kann die Zeit der Verfertigung unseres Kunstwerkes mit ziemlicher Gewissheit in die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts gesetzt werden.

Schreiten wir nun zur Untersuchung der Bedeutung der Bilder, so gewährt uns hierüber die Schrift den genügendsten Aufschluss. Zwar war es auf den ersten Blick unmöglich, den Anfang der auf acht Seiten herumlaufenden Darstellungen herauszufinden; denn die Schlossseite (Blatt 2) enthält keinen Anfangsbuchstaben (ein Umstand, der zugleich für die achtlose spätere Aufsetzung des Schlosses Zeugniss ablegt). Auf dem Deckel glaubte bei flüchtiger Betrachtung Jedermann in der sitzenden Hauptfigur eine Madonna zu erblicken und schloss daher auf frommen, kirchlichen Inhalt der Darstellungen. Allein die Anrede »Fro Venus«, die hart daneben auf dem Bande des Jünglings von dessen Hand ausgeht, gab Herrn Dr. Stantz sogleich einen andern, und zwar den richtigen Fingerzeig. Das Ganze ist eine Liebeserklärung und Werbung um die Hand einer Spröden. Der Jüngling redet sie stets mit »ir« an; sie dagegen, durchweg duzend (was unter andern Umständen auf höhern Stand der Jungfrau schliessen liesse, hier jedoch nur Folge des jungfräulichen Zornes über die Zumuthung ist), gibt auf alle seine Versicherungen treuer Liebe nichts als spöttischen, ja selbst unhöfischen Bescheid, bis sie (auf Blatt 9), vor dem Throne der Frau Venus angeklagt, auf deren Zuspruch hin plötzlich capitulirt und Erhörung und Treue gelobt. An Zartgefühl und gehaltener Würde stehen die Wechselreden der Jungfrau und des Jünglings ähnlichen Gesprächen des dreizehnten Jahrhunderts bedeutend nach; doch eine belustigende Originalität ist ihnen nicht abzusprechen. Leicht wird man bei genauerer Betrachtung der Wechselreden einen stätigen Fortschritt der Verhandlung wahrnehmen. Der Jüngling wird von Bilde zu Bilde demüthiger, unterwürfiger; die Jungfrau dagegen steigert ebenso bis zu Blatt VI ihren spröden Stolz. Nichts hilft es ihm, dass er sich Haupthaar und Bart wachsen lässt (Blatt V); vergebens zeigt er ihr die Kette um seinen Hals als Beweis seiner Hörigkeit; sie bleibt kalt und ungerührt. Auch durch die Drohung des Jünglings, sich als Kläger an Frau Venus zu wenden, geht sie noch nicht in sich; doch auf die Ermahnung der Göttin ist sie dann sofort bereit, sich zu fügen; denn sie weiss, dass noch Niemand ungestraft den Zorn der Herrscherin erregt hat. — Die Verse, denn in solchen ist das ganze Gespräch abgefasst, mögen jetzt der Reihe nach in derselben Ordnung, nach welcher auch die Blätter numerirt sind, in buchstäblicher Treue folgen; der Schluss des Ganzen erscheint auf dem Deckel.

I. Reinú Frowe seldenber úch se dienende ich beger durch got inlanz úch wesen mere. II. Du torohter tumber man wilt d . . . . t wol wenig sinne han. III. Ich han úch ze

lieb erkort wen ir mir ged solichû wort so bin ich uf mins lebendes ort. IV. Min herz dir also seit hastu nach mir solich leit das ist ein grosû affenheit. V. Frowe die rede land under wegen will ûwer hulde min nit phflegen so ist allû froed an mir gelegen. VI. Swig tor du tobest mich swenne die sunne gat hinder sich so wil ich erhœren dich. VII. Ûwer bin ich wend ir nit begnaden mich ich klag es fro Venus klegelich. VIII. Wilt du von diner minne klagen Venus der kunegine des ant klein min sinne. IX. Fro Venus ich klag ûch das das mir min liep ist gehas si enweis nit wol dur was. Von werden frowen ist es unrecht wenne sû ire getrûwe knecht haltet also trenge es hilfet nit die lengi darumbe la da von vil zartes wip und bis dines dieners leitvertrip. trip. Fro Venus ûch wil ich wesen undertan und da bi ganz trûwe han.

Bevor wir uns zur letzten Frage wenden, nämlich „wer wohl die durch Frau Venus vereinigten Brautleute gewesen seien“, wollen wir diese Reimzeilen nach Form und Inhalt etwas näher betrachten. Zu diesem Zwecke setzen wir jetzt die Verse als Verse in berichtigter Wortschreibung und mit den nöthigen Satzzeichen versehen nochmals her und knüpfen daran sowohl die Erläuterung, als auch die anderweitigen Betrachtungen. Zugleich versuchen wir auch die durch Anbringung des Schlosses entstandene Verstümmelung des Textes zu heilen, und auch wo sonst ein Wort ausgefallen sein mag (wie Blatt 7), oder eines, um den Raum auszufüllen, wiederholt ward (wie auf Blatt 9), das richtige Verhältniss wieder herzustellen. Auch sprachliche Erklärungen dürften vielleicht manchem Leser nicht unerwünscht sein, wesshalb diese unten als Anmerkung Raum finden mögen. Die Reimzeilen lauten aber berichtigt also:

I. (Jüngling).	Reiniu frouwe sældenbær [1], iu ze dienende ich beger: durch got enlânt'z iu wesen unmær [2].	*Reine, Glück gewährende Herrin! Euch begehre ich zu dienen: um Gott, lasst es Euch nicht unlieb sein.*
II. (Jungfrau).	Dû tôrohter tumber man [3], wilt d(u von mir niene lân, du mah)t wol wênic sinne hân [4].	*Du thörichter, dummer Mann! Willst du ganz und gar nicht von mir ablassen, so magst du wohl wenig Verstand haben.*
III. (Jüngling).	Ich hân iuch ze liebe erkort [5]: swenn ir mir gebt sollchiu wort, sô bin ich ûf mins lebenes ort [6].	*Ich habe Euch zur Geliebten erwählt: Wenn Ihr mir solche Worte gebt, so bin ich am Ende meines Lebens.*
IV. (Jungfrau).	Mîn herze dir alsô seit: hâst du nâch mir solich leit, daz ist ein grôziu affenheit [7]!	*Mein Herz sagt dir also: Hast du nach mir solches Verlangen, das ist eine grosse Thorheit.*
V. (Jüngling).	Frowe, die rede lânt under wegen! wil iuwer hulde mîn niht pflegen, so ist alliu fröude an mir gelegen [8].	*Herrin, die Rede lasset unterwegen; Will Eure Huld sich meiner nicht annehmen, so liegt alle meine Freude darnieder.*

[1]) *sældenbær*, Glück gewährend. [2]) Um Gott, lasset es euch nicht unwerth sein, nehmt es nicht übel auf. [3]) *tôroht*, thöricht. [4]) Willst du von mir ganz und gar nicht ablassen, so magst du wohl wenig Verstand haben. [5]) *erkorn*, erkiesen, erwählen. [6]) so bin ich am Ende meines Lebens. [7]) *affenheit*, Thorheit, äffischer Sinn. [8]) so liegt alle meine Freude darnieder. Zum Zeichen seines Grames lässt der Schmachtende hier seinen Bart wachsen.

VI. (Jungfrau). Swic tôre, du toubest mich[9]: swenne diu sunne gât hinder sich, sô wil ich erhœren dich.	*Schweig Thor! Du erzürnest mich! Wenn die Sonne rückwärts geht, dann will ich dich erhören.*
VII. (Jüngling). Iuwer (eigen) bin ich[10]: went ir niht begnâden mich, ich klag ez frou Vênus klegelich.	*Euer Sklave bin ich: Wollt Ihr mir nicht genädig sein, so klage ich es kläglich der Frau Venus.*
VIII. (Jungfrau). Wilt du von dîner minne klagen Vênus der küniginne, des ant kleine mîne sinne[11]).	*Willst du von deiner Liebe der Königin Venus klagen, das ist mir sehr gleichgültig.*
IX. (Jüngling). Frou Vênus, ich klag iu daz, daz mir mîn liep ist gehaz, sî enweiz niht wol dur waz[12]).	*Frau Venus, ich klage Euch, dass meine Geliebte mir gehässig ist, sie weiss nicht wesshalb.*
(Venus). Von werder frowen ist ez unreht, swenne si ir getriuwen kneht haltet alsô strenge[13]): ez hilfet niht die lenge. dar umbe lâ [dâ von], vil zartez wîp, und wis dîns dieners leitvertrîp[14].	*Von einer edlen Frau ist es unrecht, wenn sie ihren getreuen Knecht so strenge hält: es hilft nicht auf die Länge: darum lasse es, zartes Weib, und sei deines Dieners Leidvertreiberin.*
(Jungfrau). Frou Vênus, (sunder wân)[15]), iu wil ich wesen undertân und dâ bî ganze triuwe hân.	*Frau Venus, zweifelt nicht. Euch will ich gehorsam sein und dabei ganze Treue haben.*

Was nun zuerst die metrische Form dieses Gedichtes betrifft, so ist es etwas auffallend, dass Frau Venus zu ihrer Rede sich einer ganz anders gebauten Strophe bedient, als Jüngling und Jungfrau. Beide reden in einer dreizeiligen, einreimigen Strophe, deren Reim nur einmal klingend oder weib-

[9]) *touben*, durch Geschwätz lästig fallen, betäuben; *toben* dagegen, wie am Kästchen steht, bedeutet unsinnig sein, rasen. [10]) Die Eigenschaft (Unfreiheit) des Mannes wird symbolisch durch die Kette angezeigt, die der Liebende am Halse trägt und der Geliebten zur Bekräftigung seiner Versicherung vorzeigt. Das fehlende Wort kann also nur eigen (sklave) sein. [11]) *ant* für *andet*; *anden*, etwas befremdlich finden, woran Anstoss nehmen; *mich andet kleine* mich kränkt, schmerzt wenig; also: das ist meinen Sinnen (d. i. mir) sehr gleichgültig. [12]) *mîn liep*, mein Liebchen; *gehaz* gehässig, feind; *dur waz* wesshalb. [13]) das *haltet* der dritten Zeile beweiset, dass der Singular *werder* statt des Plurals *werden* stehen müsse; damit fällt aber auch der schon sprachlich harte Plural *getriuwe kneht*. [14]) um den übrigen Raum auszufüllen, ward *trip* wiederholt. [15]) Da das ganze Zwiegespräch der Liebenden in dreizeiligen Strophen abgefasst ist, so muss auch die Schlussrede der Jungfrau dreizeilig sein. Dass etwas weggelassen worden, beweiset auch die Ueberfülle der ersten Zeile, wenn man nur zweizeilige Schlussstrophe annimmt. Die Meinung des Herrn Dr. Stantz »von ihrer plötzlichen Aenderung scheint die Jungfrau selbst so erschrocken, dass sie nicht einmal mehr drei Linien hervorbringt« ist mehr witzig als annehmbar. Ebenso verhält es sich mit seiner Bemerkung zu Blatt 6 und 8: »Ganz hübsch zum Spott geeignet ist das leichtfertige Spiel, das die Spröde während den zärtlichen Herzensergiessungen ihres Ritters mit ihrem Eichhörnchen treibt; schon auf Blatt 2 lässt sie ihn von ihrem Hündchen ankeifen«. Wie die Gemälde der Pariser Minneliederhandschrift zeigen, hatten die Edelfrauen Hunde, Eichhörnchen, Sperber u. s. w. stets zur Kurzweil bei sich, und selbst in die Kirche nahmen sie ihre Hündchen mit, wie das Bild zu Hadeloub zeigt. Auch hierin also liegt kein Spott; es ist einfach Zeitsitte.

lich (VIII), sonst überall stumpf oder männlich ist. Bei unsern höfischen Lyrikern begegnen wir dieser Strophe nicht; im Volksgesange entspricht ihr jedoch die zweizeilige Strophe einiger Maassen, deren letzte Zeile im Gesange wiederholt wird, z. B. bei

Uhland I, 93 A. Es solt ein meidlein frue auf stan,
es solt in wald nach rœslein gan :,:

oder I, 108. It rêt ein rûter wol gemôt
he vœrde ein veder up sînem hôt :,:

in welchem Liede Str. 10 und 15 statt der Wiederholung der zweiten Zeile sogar eine neue eintritt, wodurch mit unserem Liede völlige Gleichheit entsteht. Als eine Abart kann man die dreizeilige Strophe betrachten, deren erste beiden Zeilen stumpf reimen, deren letzte jedoch klingenden Ausgang hat, folglich nicht reimt. Ein Beispiel findet sich bei Uhland II, S. 925. Fortbildung, wodurch die dreizeilige Strophe zur schulgerechten dreitheiligen wird, möcht' ich es nennen, wenn unsere dreizeilige, einreimige Strophe zur neunzeiligen, dreireimigen erweitert wird (Uhland I, 165), weil dadurch die kunstgerechten zwei Stollen und der Abgesang entstehen. Merkwürdig ist nun, dass unsere dreizeilige, einreimige Strophe genau dem am meisten üblichen keltischen Bardenversmaasse, Englin Milwr oder die Kriegerstanze genannt, entspricht, worin unter vielen andern auch Taliesin's berühmtes Gedicht »Die Gräber der Krieger«, das »Gespräch zwischen Arthur und Eliwlod«, und die »Unterredung Trystans mit Gwalzmai« abgefasst sind[16]. Einige Strophen des zuletzt erwähnten Gedichtes mögen zum Belege dienen. Es beginnt:

Gwalzmai: Prwystyl vyz ton anianawl,
Pan va y mor yn ei zanawl.
Pwy wyt vilwr anveidrawl?

Trystan: Prwystyl vyz ton a tharan,
Cyd hont brwystyl eu gwahan:
Yn nyz trin my yw Trystan.[17]

Gwalzmai: Wild ist Well' nach ihrer Art,
Wenn der Seegrund nicht sie wahrt:
Wer du, Held, der nie sich spaart?

Trystan: Wild ist Well' und Donner kracht,
Weil sie stark in ihrer Macht:
Trystan ich, am Tag der Schlacht.

---

[16]) Vgl. San Marte: Beiträge zur bretonischen und celtisch-germanischen Heldensage, S. 81, 2. Tristan, herausgegeben von v. d. Hagen, Bd. 2, S. 309. [17]) Herr v. d. Hagen hat auch die dem wallisischen Original beigegebene englische Uebersetzung nachdrucken lassen; da lauten die beiden Strophen.

Tumultuous is the wave naturally,
When the sea is its base.
Who art thou, warrior inconprehensible?
Tumultuous be (is) a wave and a thunderstorm,
While they be tumultuous in their course:
In the day of conflict I am Trystan.

Wenn man nun auch nicht eine directe Entlehnung dieser Strophe durch den spätern deutschen Dichter annehmen kann (denn der Verfasser unseres Gedichtes hat sicher nichts vom Vorhandensein des Englin Milwr gewusst); so bleibt es doch immerhin merkwürdig, wie lange sich Volksweisen erhalten, und wie sie nicht nur von Stamme zu Stamme, sondern sogar auch von Volke zu Volke übergehn.

Aber warum redet Frau Venus in andersgebauter Strophe? Soll ihre Ermahnung dadurch mehr hervorgehoben und wirksamer gemacht werden, oder hat man Verderbniss anzunehmen, wofür etwa das *strenge* statt *strange* und die Ueberladung des vorletzten Verses durch *da von* sprechen könnte? Dass der Verfertiger der Truhe des Raumes wegen ein Wort wegliess (*eigen* in Str. VII) und eines hinzusetzte (*trip* in der letzten Zeile der Rede der Frau Venus), das haben wir bereits wahrgenommen, und so könnte er sich auch hier Aenderung erlaubt haben. Da dem Dichter *bœr*, *gër*, *mœr* im Reime gerecht ist, darf man auch hier vielleicht vermuthen:

Von werder frowen ist es unreht,
swenne si ir getriuwen kneht
haltet in so strenger æht (Verfolgung, Acht).
Ez hilfet niht die lenge ir lîp.
dar umbe lâ, vil zartez wîp,
und wis dîns dieners leitvertrîp.

Auf diese Weise wäre die Gleichheit der Strophen hergestellt, wenn eine solche Berichtigung nicht allzu kühn genannt werden muss.

Nach diesen Bemerkungen über die metrische Form wenden wir uns nochmals dem Inhalte zu, um noch eine Vorstellung zu besprechen. Zunächst dürfte vielleicht Mancher wohl sich wundern, hier in einem nicht gelehrten Gedichte der Venus, als der über die Menschen herrschenden Königin, deren Ausspruch keine Weigerung duldet, zu begegnen, da diese der alten griechisch-römischen Dichtung angehörende Vorstellung dem christlichen Mittelalter wenig angemessen erscheint. Die Verwunderung wird jedoch durch folgende Erwägungen ihre Beseitigung finden. Die höfische Dichtkunst des Mittelalters hängt bekanntlich auf der einen Seite mit der Volksdichtung, auf der andern aber auch mit der gelehrten zusammen. Unter der letztern verstehen wir hier die von Geistlichen oder doch Gelehrt-gebildeten während des Mittelalters in lateinischer Sprache abgefassten Minnelieder, in welche begreiflich die *Venus regina* auf das leichteste Eingang finden musste. Von hier kam die Königin Venus wie in die französischen, so auch in die deutschen Minnelieder. Die ältern deutschen Dichter scheinen zwar noch das Fremdwort *Venus* zu scheuen, und verwenden dafür lieber das deutsche *Minne*; aber die Vorstellung selbst ward auch von ihnen ohne weiteres aufgenommen. Die spätern Dichter gebrauchen unbedenklich ihr *frou Venus*, und sie durften es auch, nachdem die Vorstellung allgemeine Verbreitung gefunden hatte. War diess aber einmal der Fall, so lag es auch nahe, unglücklich Liebende, oder auch nur für einmal spröde Abgewiesene ihre Klagen vor den Thron der Königin Venus bringen und um ihre Hülfe und Vermittelung bitten zu lassen. Zur Vergleichung mit unserm wollen wir einige Gedichte, in denen diess geschieht, hier mittheilen; es wird diess zugleich dienen, um den Werth unsers Gedichtes festzusetzen.

Zuerst wählen wir ein nur Klage enthaltendes Gedicht Walthers von der Vogelweide (bei Lachmann p. 54):

Ich freudehelfelôser man[1],
war umbe mache ich manegen frô,
der mir es niht gedanken kan?
owê wie tuont die friunde sô[2]?
iâ friunt! waz ich von friunden sage[3]!
het ich dekeinen, der vernæme ouch mîne klage[4].
nun hân ich friunt, nun hân ich rât[5]:
nû tuo mir swie dû wellest, minneclîchiu Minne,
sît nieman mîn genâde hât.
Vil minneclîchiu Minne, ich hân
von dir verloren mînen sin.
dû wilt gewalteclîchen gân
in mînem herzen ûz und in.
wie sol ich âne sin genesen?
dû wonest an sîner stat, da'r inne solte wesen:
du sendest in dû weist wol war[6].
dan mac er leider eine erwerben niht, frô Minne:
owê dû soltest selbe dar.
Genâde, frowe Minne! ich wil
dir umbe dise boteschaft
noch füegen dînes willen vil:
wis wider mich nu tugenthaft.
ir herze ist rehter fröiden vol,
mit lûterlicher reinekeit gezieret wol:
erdringest dû dâ dîne stat,
sô lâ mich in, daz wir si mit einander sprechen;
mir missegie, do ichs eine bat[7].
Genædeclîchiu Minne, lâ:
war umbe tuost dû mir so wê?
dû twingest hie, nû twinc ouch dâ,
versuoche wer dir widerstê.
nû wil ich schowen ob du iht tügest[8].
dun darft niht jehen, daz dû in ir herze enmügest:

[1]) *freudehelfelôs*, ohne Hülfe zur Freude. [2]) warum erweisen sich meine Freunde so undankbar, dass sie mir nicht zur Freude, d. h. zur Huld der Geliebten, behülflich sind? [3]) Ja Freunde! was rede ich von Freunden! [4]) Hätte ich einen, so vernähme er auch meine Klage. [5]) Nun habe ich weder Freunde noch Rath. [6]) Du weisst wohl, wohin. [7]) Mir glückte es nicht, da ich sie allein bat. [8]) Ob du etwas vermagst.

ezn wart nie sloz sô manicvalt,
daz vor dir gestüende, diebe meisterinne.
tuon ûf! sist wider dich ze balt[9]).

In Ulrichs von Liechtenstein Freudendienst (Lachmanns Ausgabe, S. 134) findet sich ein Tanz lied, welches aus einem Gespräch zwischen der Frau Minne und dem Ritter besteht. Er beklagt sich darin über die Härte der Herrin, und sie belehrt ihn, wie und wodurch er deren Gunst er langen werde. Gleiche Form hat ein Klagelied Frauenlobs (meine Ausgabe dieses Dichters S. 258), welches ich zur näheren Erwägung hier mittheile:

War wiltu, sælic wîp? war ist dir alsô gâch?
waz wiltu suochen in sô sendem herzen?
du vindest dâ niur trüeben muot.
Hilf, Minne, hilf mir ûf der lieben umbevâch[10]),
si pînet mich mit kumber tragenden smerzen.
»du hâst nû spâte daz behuot,
Wan sist sô kreftic in gezoget,
si hât gehûset unt wil sîn ein erbevoget[11])
nâch mînem muote in dîner brust,
ez sî gewin ez sî verlust.«

Lâ stên, lâ stên! du wilt mich tœten, Minne zart,
tuost dû mir niht dîn trôstlich helfe stiuren
gên der vil süezen klâren wert.
»Nein zwâr, des mac niht sîn, si ist alsô bewart,
dîn muot, dîn herze helfent der gehiuren[12]):
diu wellen niht wan swes si gert.«
Hât sî besezzen al mîn leben?
»ja zwâr, daz ist ir willeclîchen ûf gegeben.«
wie tuon ich denne, Minne, owê?
»si hât gesigt, swiez dir ergê!«

Ich hân gedâht, wie dû mir helfest, Minne, wol:
hât sî besezzen mînes herzen erbe[13]),
hilf mir ouch in ir herze dort,
Dâ wil ich werben baz, wan ich von rehte sol.
»dâ hüete, daz diu liebe iht dich verderbe[14]),
ir herze ist stæte ûf allen ort[15]).

---

9) Sie ist zu stolz gegen dich. 10) Hilf mir zur Umarmung der Lieben. 11) ein erblicher Herrscher. 12) der Anmuthigen. 13) Meines Herzens Erbe, d. i. mein Herz. 14) dass die Liebe dich nicht verderbe. 15) *ûf allen ort*, ganz und gar.

Bringe ich dich tougenlichen dar[16],
sô hüete, daz diu liebe iht werde dîn gewar:
ervert si dich, si tuot dir leit
mit minneclicher arebeit.«

Vil süeze Minne, vrou, volvar und ende mir[17]:
kom ich der lieben in ir herzen klôsen[18],
so enruoche ich niht, swaz mir geschiht[19].
»Ich vüer dich zühteclichen durch diu ougen ir.«
mac aber ich mit der lieben mich erkôsen?
»daz wil ich leider sprechen niht.«
mac aber ich ir gewaltec sîn?
nein zwâre, dû bist genzlich ir, unt si niht dîn!"
wol hin! ich wil ir eigen wesen,
ez sî der tôt, ez sî genesen.

»Nu dar!« nu wie sol ich gebâren? Minne, owê[20]!
»tobn soltu mit dir selben tougenlichen,
alsam du sîst von sinnen komen.«
Owê, sô vürhte ich, daz diu liebe von mir gê.
»nein zwâr, ich schaffe, daz si dir niht mac entwichen.«
sô wol mich, wol! du wilt mich vromen[21].
»Jâ zwâr, si muoz empfinden wê.«
nein, süeze Minne, daz an ir daz niht ergê!
lâ mich den kumber eine tragen;
ir sterben tæte mich erslagen.

Noch schöner ist die Klage Herzog Heinrichs von Breslau († 1290), das fast ganz die Form einer gerichtlichen Verhandlung hat und desshalb sich noch näher zu unserm Gedichte fügt. Es bildet sich unter dem Vorsitz der Frau Venus ein ordentlicher Gerichtshof, vor welchem der Dichter seine Klagen gegen die Geliebte anbringt. Es lautet:

‚Ich klage dir, Meije, ich klage dir, Summerwunne,
ich klage dir, liehtiu Heide breit,
ich klage dir, ougenbrehender Klê,
Ich klage dir, grüner Walt, ich klage dir, Sunne,
ich klage dir, Vênus, sendiu leit,
daz mir diu liebe tuot sô wê.

[16]) *tougenlichen*, heimlich. [17]) vollende es mit mir. [18]) in ihres Herzens Verschluss. [19]) so frage ich nichts darnach wie mir geschieht. [20]) *gebâren*, mich gebärden. [21]) du willst mir helfen.

Welt ir mir helfe pflihten[22],
sô trûwe ich, daz diu liebe müeze rihten
sich ûf ein minneclîchez wesen.
nu lât iu sîn gekündet mînen kumber
dur got unt helfet mir genesen!'
»Waz tuot si dir? lâ hœren uns die schulde,
daz âne sache ir niht geschê
von uns, wan daz ist wîser sin.«
,In liebem wâne habe ich wol ir hulde,
swenn aber ich vürbaz ihtes gê,
si giht, ich sterbe, ê solch gewin[23])
Mir von ir werde ze teile:
daz ist ein tôt an minneclîchem heile:
owê daz ich si ie gesach,
diu mir in herzelieber liebe reichet
sô bitterlîchez ungemach!'
»Ich Meie wil den bluomen mîn verbieten[24]),
den rôsen rôt, den liljen wîz,
daz sî sich vor ir sliezen zuo.«
»Sô wil ich Summerwunne mich des nieten[25]),
der kleinen vogelîn süezer vlîz
daz der gegen ir ein swîgen tuo.«
»Ich Heide breit wil vâhen
si, swenne si wil nach glanzen bluomen gâhen
ûf mich, ich wil si halten dir.
nu sî von uns ir widerseit, der guoten[26]).«
,sus muoz si sîn genædic mir.'
»Ich brehender Klê wil dich mit schîne rechen,
swenn sî mich an mit ougen siht,
daz sî vor glaste schilhen muoz[27]).«
»Ich grüener Walt wil abe mîn löuber brechen[28]),
hât sî bî mir ze schaffen iht,
si gebe dir denne süezen gruoz.«
»Ich Sunne wil durhitzen
ir herze, ir muot; kein schatehuot vür switzen
mac ir gên mir gehelfen niht,

[22]) Wollt ihr euch mir zur Hülfe verpflichten. [23]) sie sagt, ich sterbe, eh solch ein Gewinn mir von ihr zu Theil werde. [24]) *verbieten*, gebieten. [25]) mich dessen befleissigen. [26]) Nun sei ihr der Guten von uns die Freundschaft aufgekündigt. [27]) *schilhen*, schielen. [28]) *mîn löuber*, mein Laub.

sin welle dînen senden kumber swenden
mit herzelieber liebe geschiht[29].«
»Ich Vênus wil ir allez daz erleiden,
swaz minneclich geschaffen ist,
tuot sî dir niht genâden rât[30].«
‚Owê, sol man si von den wunnen scheiden,
ê wolde ich sterben sunder vrist,
swie gar si mich betrüebet hât.‘
»Wilt du dich rechen lâzen,
ich schaffe, daz ir aller vröuden strâzen
ie widerspenic müezen wesen.«
‚ir zarter lîp der möhte es niht erlîden:
lât mich ê sterben, sî genesen!‘

Wir kommen nun zur letzten Frage, nämlich nach dem Namen der durch Frau Venus vereinigten Brautleute. Hierüber geben uns die beiden Wappen unter den knienden Personen auf Blatt 9 die einzige Andeutung, da von den Juden, in deren Händen diese Truhe war, aus einer nicht unklugen Handelspolitik fast um keinen Preis die Herkunft ihrer Waaren herausgelockt werden kann.

Schon das Vorhandensein von Wappen, abgesehen von der reichen Tracht der Figuren, zeigt auf keine gemeinen Geschlechter hin, denen die Liebenden angehörten; sie müssen aus zwei wappenfähigen Geschlechtern abstammen, was für jene Zeit hinsichtlich des Familienranges mehr sagen will als heut zu Tage, wo ein jeder sich ein Siegel stechen lässt, wie er will, und es »sein Wappen« nennt.

Es ist indess sehr schwer, von unbemalten Wappen und solchen, deren Blason weder durch Zeichen oder Punkte angegeben ist, den Namen herauszufinden. Hier konnte man sich demnach nur muthmaasslicher Weise durch einige sprachliche Winke aus der Schrift und durch den Umstand, dass der Verkäufer der Truhe kürzlich aus Zürich gekommen war, woher er sie mitgebracht, auf schweizerische Spur leiten lassen. Jedoch weder in Konrad Meyers Zürcherischem Wappenbuche, noch in einem Bürgerbuche mit gemalten Wappen von Zürich, das Hr. Dr. Stanz in Manuscript besitzt, konnte er eines der Gesuchten finden. Er schritt zu Gilg Tschudi's *Arma gentilitia Helvetiae*, von welchem berühmten Werke er eine schöne und vollständige, mit handschriftlichen Notizen bereicherte Copie vom Jahr 1663 besitzt. Hier fand er nun unter den Basler Geschlechtern einige Wappen, die den zwei fraglichen theils ganz entsprachen, theils wenigstens zu entsprechen schienen. Auf Blatt 10 finden sich diejenigen, die mit dem Schilde des Bräutigams übereinkommen, und auf Blatt 11 ist offenbar das der Braut zu sehen. Sie stammen sämmtlich aus dem 14. Jahrhunderte. Da jedoch der Gebrauch der Blasonirung eines Wappens erwiesener Maassen erst eine Erfindung des 17. Jahrhunderts ist, und die auf Siegeln oder andern Wappenreliefs angebrachten Damascirungen durchaus nicht consequent entweder nur Metall (Gold und Silber) oder nur Farben anzeigen,

[29]) sie wolle denn deinen Liebeskummer stillen mit der That herzlicher Liebe. [30]) erzeigt sie dir nicht Gnade.

sondern beliebig zum Schmuck von bilderlosen Feldern angewandt wurden; so ist es sehr schwer, zwischen den zwei Wappen auf Blatt 10 das rechte zu treffen. Man kann sich daher für einmal an nichts Besseres halten als an die rein artistische Darstellung, nach welcher angenommen werden kann, der Künstler habe auf den zwei Feldern des Schildes des Bräutigams auf Blatt 9 zwei gegen einander stark abstechende Farben darstellen wollen, nämlich mit der engern Straffirung die dunklere und mit dem leeren Felde die hellere, leuchtende Farbe; darüber in weiterer Straffirung die mittlere Farbe des Querbalkens. Demnach könnte der Bräutigam ein Junker Meyer von Basel gewesen sein[31]. Untrüglicher ist die Uebereinstimmung des Wappens der Braut mit dem auf Blatt 11, da solche Wappenbilder sich nicht leicht wiederholen. Die veränderte Zeichnung des sogenannten Wolkenkranzes auf den neueren Exemplaren (Blatt 11) lässt sich durch viele andere Beispiele als dennoch ein und dasselbe Bild darstellend erweisen; so durch das gräfl. Freyburgische, fürstl. Fürstenbergische und freiherrl. Schauwenburgische Wappen, an denen auch der Wolkenkranz zu verschiedenen Zeiten verschieden gezeichnet vorkommt. Somit wäre die Braut ein Fräulein Fröwler von Basel gewesen. Das Vorkommen beider Geschlechter bei Tschudi als Basler Edelleute und aus demselben Jahrhundert, aus welchem die Truhe stammt, verbunden mit der völligen Gleichheit der heraldischen Zeichnung beiderseitiger Wappen lässt unsere Annahme nicht ganz ungegründet erscheinen, wenn wir uns einräumen, dass Irren menschlich sei.

[31]) Nach einer Mittheilung des Herrn E. Schulthess stimmt das Wapppen des Bräutigams auf das Genauste mit dem der Herrn von Gundoldingen überein; demnach wäre ein Gundoldingen, nicht ein Meyer der Bräutigam.



Bd. VI. Mittheil der antiq. Gesellschft in Zürich



Bd. VI. Mittheil. d. antiq. Gesellschaft in Zurich.



Bd. VI. Mittheil. d. antiq. Gesellschaft in Zurich











